

erfaßt das Gedächtnis mindestens vier Takte. Das Gedächtnis schneidet aus einer Melodie nicht willkürlich Stücke heraus, um sie festzuhalten, sondern es zergliedert die Melodie organisch. Am ersten entsinnt man sich des hervorragendsten Teiles einer Melodie, wo sich das Gesetz der Melodie gleichsam kondensiert findet.

Die bei mangelhaftem Gedächtnis hervorgerufenen Dissoziationen innerhalb eines musikalischen Ganzen werden oft von Assoziationen begleitet, so daß die betreffenden Individuen herausgerissene Teile aus verschiedenen Musikstücken zu einem Ganzen vereinigen.

Von der Beschreibung der reproduzierenden Thätigkeit wendet sich D. der Thätigkeit des Wiedererkennens zu. Zum Wiedererkennen gehört eine geringere Anstrengung, als zum Reproduzieren. Das Gedächtnis für das Wiedererkennen ist beständiger und treuer. Wie oft kommt es vor, daß jemand falsch spielt oder singt, ohne es zu bemerken, während er beim Anhören desselben Stückes sogleich die Inexaktheiten eines Anderen herausfindet! Das Gedächtnis für das Wiedererkennen bewirkt das Herausfinden von Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Musikstücken. Der Eindruck der Ähnlichkeit wird leichter hervorgerufen durch die Übereinstimmung des Rhythmus, als durch die Analogie der melodischen Fragmente.

Aus dem Gesagten erhellt die Kompliziertheit des musikalischen Gedächtnisses und die Tendenz seines Materials, sich zu dissoziieren.

M. GIESSLER (Erfurt).

ARTHUR ALLIN. **Über das Grundprinzip der Assoziation.** Diss. Berlin, Mayer & Müller. 1895. 81 S.

Die bekannte Uneinigkeit über die Grundformen der Vorstellungsverbindung hat den Verfasser, wie schon so manchen Anderen, veranlaßt, die Frage wieder aufzugreifen. Vom psychophysischen Parallelismus ausgehend, betont er zunächst, daß Wahrnehmen kein Wiedererkennen auf Grund der Ähnlichkeitsassoziation ist. Der diesem entsprechende physiologische Prozeß ist vielmehr der gleiche, wie bei der Berührungsassoziation. „Der mit den Eigenschaften *a b c d* versehene Gegenstand wird oft wahrgenommen; eine funktionelle Disposition im Gehirn wird erworben, daß beim Wahrnehmen von *a b* die Erregung sich von ihren Nervenzentren *A B* in die Zentren *C D* fortpflanzt. Die psychische Erscheinung aber ist ein einheitliches Ganze, der Gegenstand (*a b c d*).“ Den durch äußere Reize entstandenen Teil, *a b*, bezeichnet Verfasser als das Sinnliche, den durch innere, *c d*, als Präsentabilienelement der Wahrnehmung. „Was das Bewusstsein betrifft, sind beide Elemente gleichwertig Empfindungen. Die Inhalte der beiden Elemente werden als wirklich betrachtet, eine der Haupteigenschaften der Wahrnehmung.“ „Der Unterschied der Wahrnehmung von der Sinnestäuschung besteht demnach in etwas sehr Äußerlichem, nämlich dem thatsächlichen Vorhandensein desjenigen Teiles des äußeren Gegenstandes, der dem Präsentabilienelement entspricht.“ Als Bewusstseinsthatsachen sind Sinnestäuschung und Wahrnehmung gleichwertig; darum nennt A. erstere unvollständige Wahrnehmung (Illusion). In

der Dämmerung hält man z. B. ein weißes Tuch für eine weißgekleidete Person. Während den Farbenempfindungen, dem sinnlichen Elemente, eine äußere Wirklichkeit entspricht, fehlt diese dem Präsentabilien-element. Die Illusion ist also eine Folge fester Assoziation, während EDMUND PARISH sie aus gestörter Assoziation erklärt. (*Über die Trugwahrnehmung*. Leipzig, Abel. 1894.) Die vollständige Wahrnehmung zerlegt er in zwei Gruppen: 1. Ergänzende oder integrierende Wahrnehmungen, auf deren Wirkungen beim Verarbeiten der Gesichtseindrücke schon BERKELEY in seiner *New theory of vision* hingewiesen hat, und bei der das Schwergewicht liegt „auf dem Einfluß früherer Erfahrungen, auf dem Hinzufügen, Hineinlesen von Elementen, die durch die Sinnesorgane nicht empfunden werden und doch den Anschein von Empfundenern eben-  
sogut besitzen, wie die Empfindungen selbst.“ 2. Symbolische Wahrnehmungen, wo das sinnliche Element keinen wesentlichen Bestandteil des wahrgenommenen Gegenstandes bildet, sondern nur als Zeichen dafür dient, wie wir z. B. in einem Gesichte in Wirklichkeit nur gewisse Veränderungen wahrnehmen, aber durch diese Zeichen die ihnen zu Grunde liegenden Stimmungen der Freude u. s. f. Beide Elemente wechseln in ihrem Umfange gegeneinander, verschmelzen aber in einer Art psychischer Chemie, wie die von A. so genannte, allerdings undeutlich gezeichnete Wiedererkennungstheorie will.

A. geht alsdann über auf das Wiedererkennen, als die Voraussetzung des Wahrnehmens, und polemisiert zunächst gegen HÖFFDINGS bekannte Theorie, welche das Wiedererkennen auf eine Ähnlichkeits-assoziatiön zurückführt. Wenn ich auch den Verfasser hinsichtlich des Gesamtergebnisses im Recht glaube, so möchte ich doch wieder H. in Schutz nehmen gegen die scharfe Kritik seiner Terminologie. Abgesehen davon, daß dem Verfasser H.'s Grundriß nicht in der Originalsprache vorlag, muß man doch bedenken, daß H. hier in gewissem Sinne neue Wege einschlug. Selten wird gleich auf das erste Mal der deckende Ausdruck gefunden, selbst für das richtig Gedachte.

A. selbst bestimmt Erinnerung und Wiedererkennen als „Phantasmata + etwas Hinzugedachtem“. „Diese Phantasmata (Definition?) können entweder Wahrnehmungen oder Vorstellungen sein und beziehen sich immer auf den wahrgenommenen, bzw. vorgestellten Gegenstand, nicht auf die früheren Wahrnehmungen, resp. Vorstellungen. Das „hinzugedachte Etwas“ ist das Bewußtwerden einiger eigentümlichen Merkmale, die den Phantasmata anhaften, wodurch wir wissen, daß der fragliche Gegenstand (nicht die alte Wahrnehmung) schon früher wahrgenommen, resp. vorgestellt wurde, z. B. Mangel an Lebhaftigkeit und Beständigkeit gegenüber der peripherisch angeregten Erscheinung sowie an bestimmter Lokalisation u. dergl. Auf dieses durch assoziierte Neben-umstände vermittelte Erkennen führt A. das von HÖFFDING, KÜLPE u. Anderen als eigene Art betrachtete unmittelbare Wiedererkennen zurück und bekämpft darum scharf, manchmal nicht ohne Kleinlichkeit, die doch schließlich auf jene Wiedererkennungstheorie hinauskommende Lehre HELMHOLTZ' und EXNERS von den unbewußten Schlüssen.

Auch für die Assimilation liefert A. den Beweis, daß zu ihrer

Erklärung die Berührungsassoziation ausreicht. Kurz, alle Erscheinungen, welche man auf echte Ähnlichkeitsassoziation gründete, lassen sich ebensogut, ja besser aus der Berührungsassoziation begreifen, so daß Verfasser zum gleichen Ergebnis kommt, wie JAMES, KÜLPE, MÜNSTERBERG, LEHMANN, Referent und Andere. Nur über die Kontrastassoziation hat er sich nicht geäußert. Selbst für die Aufmerksamkeit gewinnt A. hieraus eine zureichende Erklärung, ohne daß man, wie WUNDT, einen ganz neuen Prozeß, die Apperzeption, einzuschieben braucht.

Damit schließt die interessante Untersuchung. Sie hätte freilich noch einmal überarbeitet und ausgefeilt werden sollen, dann wären die Begriffsbestimmungen deutlicher und schärfer, die Sprache klarer und sicherer und last not least der Druckfehler weniger. Das sind Dinge, welche die Wirkung der scharfsinnigen Arbeit, die nicht ohne Litteraturkenntnis — es fehlen allerdings Namen, wie MÜNSTERBERG, LEHMANN, FERRI — geschrieben ist, merklich beeinträchtigen. Im großen und ganzen aber begrüßt Referent die Untersuchung, um so mehr, als sie seine eigenen Resultate (Über die Grundformen der Vorstellungsverbindungen.“ *Philos. Monatsh.* XXVIII. S. 385 ff., 513 ff.) durchgängig bestätigen.

M. OFFNER (Aschaffenburg).

**BERGEMANN. Gedächtnistheoretische Untersuchungen und mnemotechnische Spielereien im Altertum.** *Arch. f. Gesch. d. Philos.* Neue Folge. Bd. I. S. 336—352 u. 484—497. 1895.

Der Verfasser giebt uns hier einen Überblick über die antiken Gedächtnistheorien, die auch heute noch manches Interesse haben. Neues freilich findet sich kaum darin. Es sind die meist seit langem gesicherten Ansichten wieder zusammengestellt, ohne daß der wissenschaftliche Zweck der Arbeit, etwa Kritik entgegenstehender Meinungen u. dergl., recht ersichtlich wäre. Dieser Umstand, sowie das in den allerbescheidensten Grenzen bleibende Eingehen auf die Speziallitteratur und das Hereinziehen mit dem Thema nur in loserer Verbindung stehender Momente, legen den Gedanken nahe, daß der Verfasser sich ursprünglich an einen weiteren Leserkreis als denjenigen dieser Zeitschrift wenden wollte, schließlichs aber aus irgendwelchen Gründen seine übrigens verlässigen Untersuchungen hier veröffentlichte.

Nach ein paar Worten über Parmenides und Diogenes von Apollonia giebt er eine übersichtliche Darstellung von PLATOS Ansichten. Warum allerdings bei PLATO die *μνήμη* mehr psychophysisch sein soll als die *ἀνάμνησις*, ist nicht einzusehen. Es müßte denn die Fähigkeit psychophysischer sein als die entsprechende Thätigkeit. Hier hätte sich der Verfasser übrigens mit WINDELBAND auseinandersetzen können, welcher (*Geschichte der Philosophie im Altertum* S. 277) *μνήμη* schon hier als unwillkürliches, *ἀνάμνησις* als willkürliches Erinnern auffaßt, eine Unterscheidung, die wir erst ARISTOTELES zuzuschreiben gewohnt sind.

In ähnlich ausführlicher Weise wird des ARISTOTELES Gedächtnislehre behandelt, welche er meines Erachtens mit Recht als großen Fortschritt über PLATO hinaus betrachtet. Daß er auch damit in direkten